»Die Feinde Goethe und Heine«

— was ist denn das? Feinde? Weil Goethe den Besucher Heine einmal schlecht behandelt und der Journalist Heine sich dann durch eine abfällige Bemerkung schadlos gehalten hat, darum kann man doch nicht gleich von Feindschaft sprechen? Aber liest man weiter, so merkt man schon, daß es dem Herrn Nordau gar nicht einfällt, es so zu meinen wie er es schlecht ausdrückt, sondern Goethe und Heine seien im Gegenteil vereint in der Feindschaft, die ihnen jetzt in Frankreich entgegengebracht wird, sie sind also vielmehr Freunde, was aber auch nicht ganz dem wahren Sachverhalt entspricht, denn man kann doch nicht gut annehmen, daß Goethe es nicht vorziehen würde, ohne den Kompagnon aus Frankreich ausgewiesen zu werden. Nordau behauptet, daß Goethe jetzt in Frankreich beschimpft, verunglimpft, angeflegelt, zerfetzt, herabgewürdigt werde, also daß ihm annähernd so mitgespielt wird wie andern bedeutenden Menschen von Herrn Nordau. Aber wenn es wahr ist, daß ein Esel in der Revue des Deux Mondes Goethe als den Repräsentanten der heutigen deutschen Wesenseigenschaften auffaßt, der seine eigenen Anschauungen im Faust durch die Raufebold, Habebald und Haltefest aussprechen lasse und die »Philosophie eines schneidigen Drillunteroffiziers« vertrete, dann müßte die heutige deutsche Publizistik doch mit viel mehr Recht den Franzosen eine Überschätzung Goethes vorwerfen, der ja einen verirrten und zum Heil des deutschen Wesens abgetanen Einzelfall bedeutet, wie heuer ganz ausdrücklich in Berlin klar gestellt wurde. Ferner wäre darauf hinzuweisen, daß ihnen, wenn Herr Nordau wirklich recht hätte mit seiner scherzhaften Klage über die »Entziehung des Bürgerrechts« im Falle Goethe, doch dadurch, daß sie im Falle Nordau Ernst gemacht haben, immerhin eine reinliche literarische Handlung gutzuschreiben wäre. Ja, es dürfte wohl auch nicht zu bestreiten sein, daß selbst die härteste Behandlung, die sie sich — ein Hundertstel der von der Journalistik behaupteten Fälle zugegeben — gegenüber Ausländern zuschulden kommen ließen, reichlich durch die Abschiebung des einen Nordau wettgemacht wird, genau so wie Rußland viel Unrecht im voraus dadurch gesühnt hat, daß es schon in Friedenszeiten den Brandes nicht über die Grenze ließ. Daß die Pariser sich gegen die abziehenden Ausländer anständig, ja nobel benommen haben, hat Herr Nordau selbst, im Gegensatz zu der telegraphischen Berichterstattung, zu ~~erzählen~~ gewußt, er scheint aber jetzt, da ihm eine Hoffnung schwindet, sich entschlossen zu haben, entweder

die Wahrheit zurückzuziehen oder die Wahrheit zu sagen. Ein zuverlässiger Zeuge für den Modus bei Abschiebungen dürfte Herr Nordau nicht sein, er macht den Eindruck der Befangenheit, und wenn es nicht zu langweilig wäre, einen Autor wie Herrn Nordau auch noch zwischen den Zeilen zu lesen, so würde man den Verdacht gewinnen, daß er den Franzosen nur Härte gegen Goethe vorwerfe, weil er sie der Härte gegen Nordau beschuldigen will. Die Leidensgenossenschaft mit Heine wäre, wiewohl dieser Pariser Korrespondent immerhin geschickter war, nicht gerade ein Anspruch, den man Herrn Nordau als Unbescheidenheit auslegen müßte. Und wenn der Graf Karolyi darauf stolz war, bei gleicher Gelegenheit in gleichem Raum die persönliche Bekanntschaft des Nordau zu machen, so darf ein engerer Kollege sich die Schicksalsgemeinschaft schon gefallen lassen.

Wie stehts nun aber mit diesem? Sollte es denn wahr sein, daß sich die Franzosen hier endlich zu einer radikaleren Maßnahme entschlossen haben? Was man in der Kriegszeit an französischen Äußerungen über Heine vernommen hat, schien eher auf den trostlosen Entschluß hinzudeuten, nunmehr den aus dem alldeutschen Deutschland Verbannten für Frankreich zu reklamieren und sein Schicksal gegen Deutschland auszuspielen. Ein pariser Schmock verstieg sich, als wäre er ein berliner, so weit, Heine als den größten deutschen Dichter zu feiern, für den natürlich Deutschland nicht das geringste Verständnis habe. Für solche Eseleien entschädigt die Gewißheit, daß der französische Kunstgeschmack die politische Ablehnung Heines durch Deutschland immer ganz richtig eingeschätzt und das deutsche Kunstphilisterium immer für fähig gehalten hat, dem Dichter Heine aufzusitzen. Der Vicomte Voguë hat vor ein paar Jahren den — für einen, der glaubt, daß Sieg und Kultur gemeinsam errungen werden — ziemlich perspektivischen Satz geschrieben, daß die Errichtung eines offiziellen Heine-Denkmals in Deutschland in einem künftigen Krieg Frankreich die Aufstellung von fünf Armeekorps ersparen könnte. Es war vorauszusehen, daß die Kriegssituation das politische Moment des Falles Heine in den Vordergrund schieben und daß sich ein paar Schwachköpfe in Frankreich zusammentun würden, um den »Deutschenfeind« Heine

2

als den größten Dichter, den die Deutschen je besessen haben, auszurufen. Nach der Darstellung des Herrn Nordau aber, in dessen Literaturhorizont solche Ansicht gepaßt hätte, scheint sich gerade jetzt auch jemand gefunden zu haben, der hier eine dem Herrn Nordau peinliche Klarheit schafft und die Persönlichkeit Heines an Deutschland wieder dankend zurückstellt. Herr Nordau beginnt denn auch prompt zu zitieren: »Wo wird einst des Wandermüden letzte Ruhestätte sein?«, nennt ihn einen »prometheischen Dulder«, spricht von seiner »deutschen Schwerblütigkeit«, die ihm auch seine dümmsten Verehrer bisher nicht nachgerühmt haben, und erzählt, daß zu seinem Grab am Montmartre als zu einem geweihten Wallfahrtsort Hunderttausende gepilgert seien, »die der Liebeswonne, dem Leid, der Sehnsucht, der Hoffnung, der Enttäuschung der eigenen Seele durch den Nachtigallenschlag der Heineschen Lieder einen beseligenden, tröstenden oder erlösenden Ausdruck gegeben hatten«, zu denen aber hauptsächlich Deutsche zählten und solche Ausländer, »die in den deutschen Kulturkreis eingetreten sind«. »Aus den Tiefen des französischen Volkes« seien diese Huldigungen nur in seltenen Fällen aufgestiegen, nur aus den Tiefen des deutschen Volkes, wobei Herr Nordau natürlich an seelische Tiefen denkt und sich nur, da er allzulange nicht aus Frankreich ausgewiesen wurde, schlecht ausdrückt. Aber bloß die »Gemeinde« habe so gefühlt, sonst wurde »der größte Dichter, den Deutschland nach Goethe hervorgebracht hat«, in der Heimat verfolgt und verleugnet. Das Lied »Fischerin du kleine« war seinerzeit von den Werkeln nicht so abgespielt wie diese Walze, ja selbst »Ich weiß nicht was soll es bedeuten« ist origineller. Nun aber, klagt Herr Nordau weiter, beginnen die deutschen Schmähungen gegen Heine in Frankreich einen Widerhall zu wecken. Im Mercure de France habe einer jener erzreaktionären Schufte, die sich schon an Dreyfus versündigt haben, auch Heine verunglimpft. Es wurden ihm — wie kleinlich — seine Bettelbriefe an seinen Oheim Salomon, Erpressungen an Meyerbeer und dergleichen vorgeworfen. Dies schon vor dem Krieg, nun aber erst recht und nur mit dem Unterschied, daß Heine früher als korrupter Jude und jetzt, weil dies dankbarer sei, als korrupter Deutscher hingestellt werde. Vielleicht macht der französische Nationalismus hierin einen geringern Unterschied als Herr Nordau glaubt, und vielleicht ist es jenem nur darum zu tun, nachzuweisen, wie unbeirrbar das deutsche Kunstgefühl und wie durch ein halbes Jahrhundert tragfähig der deutsche Glaube an einen Lyriker ist, dessen Reimfähigkeit, Sentimentalität und flache Witzigkeit ihm Qualitäten bedeuten, die er von dem oft durchschauten Privatcharakter streng zu trennen weiß. Herr Nordau versteht das nur nicht, er glaubt ja auch, der Nachtigallenschlag habe nicht das geringste mit den finanziellen Dingen zu schaffen, und diese seien Kleinigkeiten:

. . . . Eine deutsche Zeitschrift veröffentlichte vor kurzem unbekannte Briefe des Dichters an die Baronin James Rothschild in Paris, die kein anderes Interesse hatten, als höchstens das von kleinen anekdotischen Nachträgen zur Lebensgeschichte des Dichters. In ihnen entschuldigt Heine sich bei der Gattin wegen kleiner Neckereien gegen ihren Mann und gibt ihnen eine möglichst harmlose Deutung. Dieser Briefe bemächtigt sich der französische Schmäher, übersetzt sie tendenziös, versieht sie mit einem Kommentar, der einem Inquisitor höchste Anerkennung abgewinnen würde, und zieht aus ihnen den Schluß, daß es eine Schande sei, Heine noch länger in einer französischen Bücherei, in einem anständigen französischen Hause zu dulden, und daß jeder gute Franzose es als seine vaterländische Pflicht erkennen müsse, diesen deutschen Eindringling, der sich an den französischen Herd eingeschlichen habe, mit Fußtritten über die Grenze zu jagen.

Der Herausgeber der Briefe, ein Herr Hirth, meldet sich nun zu einer »wichtigen Berichtigung« und erklärt indigniert, es seien keineswegs kleine anekdotische Nachträge, sondern höchst interessante Dokumente zum Beweise von Heines finanzieller Unschuld. Weder die Auffassung des Herrn Nordau von der Belanglosigkeit des Vorwurfs noch die des Herrn Hirth von der Wichtigkeit des Gegenbeweises scheint mir zutreffend. Vielmehr glaube ich, daß diese Briefe interessante Dokumente sind, zwar nicht zum Beweise des Vorwurfs, daß der Briefschreiber »im Solde des Hauses Rothschild gestanden sei«, wohl aber der Tatsache, daß er vom Hause Rothschild keinen bekommen hat, und daß er sich mit unregelmäßigen Zuwendungen begnügen mußte. Vor allem aber bin ich der Meinung, daß es delikate Belege sind für eine schwärmerische Gemütsart, die nichts dafür kann, wenn ihr zwei Tonarten durcheinandergehen und der Troubadour sich an den Sozialkritiker erinnert, der den Rothschild anzugreifen hatte. Der Herausgeber der Briefe schwelgt denn auch in der Vorstellung, daß ein Dichter wie Heine zwischen der Poesie der Gattin und der Prosa des Gatten nicht anders wählen und sich nicht anders benehmen konnte:

. . . . Dort (selbst in Frankreich) wußte man die Briefe Heines an die Baronin Rothschild ganz anders und richtig auszulegen; man sah in ihnen, was sie auch wirklich sind, wundervolle Ergüsse einer reichen Dichterseele, die in starker ideeller Abhängigkeit vor des Barons James Gattin stand. Mit Geld haben diese Episteln eines Poeten nichts zu tun; sie lehren nur das eine, daß Heine, der die Baronin angeschwärmt, es innerlich beklagen mußte, sie, die feinnervige Frau, an einen nicht gerade von Poesie erfüllten Mann gebunden zu sehen. Kann ein Dichter der Liebe, wie es Heine ist, anders empfinden? Und mußte er nicht, wenn er dieses Gegenbild von Mann und Frau sieht, zur Ironie greifen, um den Mann ein wenig zu verulken? Welcher Dichter könnte anderes tun? Nein, kein Schatten fällt auf Heine nach seinen Briefen an die Baronin Rothschild. Reiner, anziehender und liebenswürdiger steht er jetzt da, als bevor man diese Schreiben kannte . . . . Baronin Betty hat den Dichter wohl verstanden; das können ihre Antwortbriefe an Heine lehren, die demnächst von mir in der ‚Deutschen Rundschau' publiziert werden.

3.

Mit der eigenen Diskretion und mit der eines Dichters mag ja ein Literarhistoriker es halten wie er will. Ob es Sache des Genius ist, zur Ironie zu »greifen«, irgend jemanden »ein wenig zu verulken« und zumal, wenn er dessen Frau anschwärmt, ob ein Dichter der Liebe nicht doch anderes tun könnte, ob ein Publizist den Rothschild nur anzugreifen hat, weil er der Besitzer einer feinnervigen Frau ist, und ob eine Vermischung beider Agenden den Satiriker oder den Seladon oder beide ~~Ethisch~~ verkürzt, darüber wollen wir mit dem Herrn Hirth nicht in Streit kommen, für den der »Poet« eine Erscheinung ist, die ganz nebenbei und gleichsam als Privatbeschäftigung »Ulk« und sonstiges treiben kann. Die Briefe Heines enthalten Stellen, deren »famillionärer« Ton, wie der Schreiber in Angelegenheiten des Hauses Rothschild sich gern ausdrückte, schon eine recht unappetitliche Auffassung von starker ideeller Abhängigkeit verrät.

Der Literarhistoriker, dessen Lebensaufgabe die Einmischung in einen fremden Briefwechsel ist, mag ja glauben, daß durch seine Bemühung eine Persönlichkeit noch reiner, anziehender und liebenswürdiger dastehe, als man sie ohnedies schon gekannt hat. Wie sehr ihm dies im Falle Heine gelungen ist, davon konnte man sich aus der leicht faßlichen Inhaltsangabe überzeugen, mit der Herr Wittmann — einmal vor dem Krieg — Hirths weiteren Heine-Briefwechsel einem mit dem Milieu vertrauten Publikum empfohlen hat. Herr Hirth, der dem Nordau vorwirft, daß er die Heine-Rothschild-Briefe nur aus der französischen Entstellung kenne, wird meine Bezugsquelle für die andern gewiß unbedenklich finden. Sie hat mir das Studium des allzu reichen Originals erspart, ich durfte ihr zutrauen, daß sie sich die besten Behelfe für die Ehrenrettung Heines nicht entgehen ließ, und sie hat den Vorzug, daß sie gleich auch den rechten Geschmack und die den Interessenten sympathische Auffassung mitbringt. Im Gegensatz zu Herrn Nordau benütze ich eben nicht tendenziöse und gehässige Heine-Kommentare, sondern halte mich an die freundlichen und authentischen. Der Herr Hirth also, der mir keinen Vorwurf machen soll, hat das Verdienst, die ganzen Heineschen Familienaffären, diese durch keinen Humor bezahlte Stofflichkeit der Budapester Orpheumgesellschaft, unverstümmelt und von jeder unnötigen Diskretion befreit vor der Welt ausgebreitet zu haben, und Herr Wittmann rühmt ihm des öfteren einen »heiligen Zorn« nach, der ihn über das Vorgehen der Mischpoche erfaßt habe, die anstatt einfach die Auskramung der Details ihrer Privatschmutzerei zu verbieten, sich mit Fälschungen begnügt hatte, bis Herr Hirth auf den Plan trat und »die peinliche Kleinarbeit des Restaurators« übernahm, »der die Gliedmaßen des zerschlagenen Götterbildes mühsam zusammenklaubt, um sie wieder harmonisch zu einem Ganzen zu fügen«. Einen glücklicheren Vergleich als jenen mit dem Götterbild findet Herr Wittmann, wenn er von einem »papiernen Herkulesgeschäft« spricht, »das aber auch als unerläßlich erschien«. Der Bruder Maximilian zum Beispiel hatte

ehedem aus den 4800 Franks, die der Onkel Salomon gezahlt hat, rund 8000 gemacht; aber es bleibt in diesem Wirrwar von Zahlen und Gefühlen ziemlich gleichgiltig, ob er nicht vielleicht besser informiert war als der Bruder Harry. »Das sind übrigens Kleinigkeiten«, meint Herr Wittmann. Die Tragik in Heines Leben beruht in etwas ganz anderem. Er ist beim Testament beschummelt worden. Er hat dem Onkel einen Kondolenzbrief zum Tod der Tante geschrieben, »aus tiefbewegter Seele«. Der Vetter Karl aber hat den Brief unterschlagen und der Onkel Salomon lebte nun weiter in dem Glauben, Heine sei herzlos, bis er starb. Darum ist »der Pariser Singvogel« beim Testament so schlecht weggekommen, darum spricht er in einem Brief von einer »ungerechten Handlung« seines Oheims, und darum nennt Herr Hirth den Vetter Karl einen »Franz Moor«, denn »sein heiliger Zorn lodert noch höher auf, wenn er davon spricht«. Herr Wittmann klagt:

Salomon Heine hinterließ dreißig Millionen Mark. Von diesem hochaufgetürmten Geldhaufen entfielen auf Heinrich etwa fünfzehntausend Francs. Er wurde mit einem Trinkgeld abgefertigt. Es war die bitterste Enttäuschung seines Lebens. / Was er von dem Millionenonkel zu erben hoffte, bildete stets einen festen Posten in seiner Rechnung. Seinen ganzen Zukunftstraum baute er auf dieser Hoffnung auf.

Darum hatte er einen Kondolenzbrief aus tiefbewegter Seele geschrieben; und gerade der war nicht angekommen. Herr Wittmann hat die richtige Perspektive:

Es ist kein nagelneuer Heine, der uns hier entgegentritt, aber dank dem Forscherfleiße des Herausgebers sehen wir den alten wahrer, naturgetreuer, im unverfälschten, vom Unfug nachträglicher Übermalungen befreiten Bilde. Neue Fenster öffnen sich auf dieses Dichterleben.

Wir erkennen einigermaßen, wovon ein Dichter träumt und wie viel Hoffnung und Sehnsucht die Summe, wie viel Leid und Enttäuschung den Rest eines Dichterlebens ausmachen. Herr Nordau kann nachrechnen. Herr Wittmann aber schildert jenen von allem Anfang an als unsteten Romantiker:

Er ist wahrlich nicht leicht einzufangen, dieser Überall-und-nirgends. Kaum gelang es, ihn festzuhalten, entgleitet er uns wieder zwischen den Fingern. Die Unrast scheint das einzige Beständige zu sein in diesem Dichterfrühling, und es gibt keinen deutschen Poeten, dessen Jugendjahre auf ähnlichen Zickzackbahnen sich verliefen. Es ist ein ewiges Hinundher, ein immerwährendes Gehen und Kommen, Weilen und Fahren, Abreisen und Heimkehren, heute hier, morgen dort, übermorgen wieder fort. Als Sechzehnjähriger verläßt er das Vaterhaus in Düsseldorf, um als Volontär in ein Frankfurter Bankhaus einzutreten. Nach wenigen Wochen ist er in derselben Eigenschaft beim reichen Onkel in Hamburg . . . .

Welche Stürme! Und so geht es weiter, immer weiter in der Romantik. Sucht er die blaue Blume?

Ein Eilritt, scheinbar ins Blaue hinein, ohne vorgestecktes Ziel. Fasse, wer kann, diesen Sausewind beim Rockschoß! Was ihn vorwärts treibt, rastlos von Ort zu Ort jagt, ist ja im Grunde ein sehr ehrenwerter Drang: er sucht einen Beruf. Zum Kaufmann hat er nicht die geringste Befähigung. Soll er also Advokat werden? . . .

4

Welche Konflikte! Er »strebt nach dem Unmöglichen«. Das heißt, der Posten, den er für geeignet hält, ist nicht zu finden. Der Onkel meint es gut und »richtet ihm ein eigenes Geschäft ein«.

Den Namen, den er auf sein »Buch der Lieder« zu setzen hofft, liest man vorher auf einer Firmatafel: »Harry Heine & Cie, Kommissionsgeschäft in Manufakturwaren.«

Wenn man aber auch mit Spannung diesem rastlosen Leben folgt und sich zunächst bei der Station aufhält, die ihm der Onkel Salomon eingerichtet hat, so könnte man auf die Frage verfallen, ob denn dieses ewige Gehen und Kommen, Weilen und Fahren ein Ende gehabt hätte, wenn der gefundene Beruf ihn nicht auf den Platz verwiesen, sondern etwa gezwungen hätte, für fremde Firmen zu reisen. Aber auch so war seines Bleibens nicht. Schon nach einem Jahr sehen wir ihn die eigene Firma aufgeben und er pflegte nur noch »sein dichterisches Geschäft zu verrichten«, wie Herr Wittmann sagt, der mit diesem Vergleich in der kaufmännischen Sphäre zu bleiben vermeint. Zwischendurch versuchte er es mit dem Jus, in einem glücklichen Bild ausgedrückt: »Ich will aus der Wagschale der Themis mein Mittagsbrot essen und nicht mehr aus der Gnadenschüssel meines Oheims.« Aber es war wieder nur eine Episode. Er »wird, was er von Anfang an gewesen: ein Dichter«. Er kann sich nicht helfen: »Vor kleine Lieder kann ich mich nicht hüten.« Herr Wittmann rügt:

Es soll natürlich heißen: vor kleinen Liedern. Doch in diesen Jugendbriefen, was nebenher vermerkt sei, wimmelt es von solchen Sprachfehlern, und besonders der Kampf mit Dativ und Akkusativ will nimmermehraussetzen. Eine Folge, meint Strodtmann, des mangelhaften Düsseldorfer Unterrichtes, der sich während der Franzosenzeit merklich verschlechtert habe — einfach Nachklänge der Umgangssprache im Elternhause, denkt wohl richtiger der neue Herausgeber, der auch nicht dulden will, daß man diese sehr charakteristischen Schnitzer korrigiere. Mancher dieser Briefe trieft förmlich von Judaismen, und es handelt sich da nicht um Flüchtigkeiten einer ungeduldigen Feder, im Gegenteil, der Schreiber schlenkert diese Fettflecke mit Vorbedacht aufs Papier, mit Wohlbehagen. Jude zu sein, hat er ja niemals aufgehört. Gläubiger Jude freilich war er nicht....

Der neue Herausgeber hat recht, aber Herr Wittmann schwankt, wie man sieht, zwischen der Auffassung, daß Heine mit Dativ und Akkusativ gekämpft, und der, daß er sie spielend verwechselt habe, und entschließt sich für alle Fälle zu einem Ausweg:

Wir hören seine feine Stimme, wir glauben, den blonden Junker vor uns zu sehen mit seinen blauen Augen, dem zart geröteten Gesicht, der ausdrucksvollen Nase, die nach Theophil Gautiers etwas seltsamer Schilderung, »in der Absicht, griechisch zu sein«, bloß durch »eine leise hebräische Krümmung gestört wurde«.

Wir wurden aber erst vor kurzem mit einer Enthüllung überrascht, welche, die Gautier-Darstellung retuschierend, Herrn Wittmann recht gibt und das Bild des blonden Junkers wieder herstellt, das er vor Augen hat. Heine hatte nämlich eine ausgesprochene Beziehung zum Krieg. In einem lateinischen Gesuch, das er an die Göttinger Fakultät gerichtet hat, »entwirft er ein lebensvolles Bild seines bisherigen Lebenslaufes«. Der größte Teil seiner Mitschüler der obersten Klasse des Düsseldorfer Gymnasiums (»und ich unter dieser Zahl«) hätten damals dem Vaterlande ihre Dienste angeboten, aber der Pariser Friede habe die effektive Teilnahme am Krieg verhindert. Ein Literarhistoriker, den solches Bekenntnis naturgemäß sehr aufregen mußte, hat nach eingehenden Studien in der »Insel«-Ausgabe zur Briefstelle die Anmerkung gesetzt: »Über diese Melduug zum Kriegsdienst ist nichts bekannt.« Es sei nun, heißt es in jener Miszelle, »vielleicht nicht ohne Belang, daß Heine in dem Schreiben an den Göttinger Dekan seines Vaters als eines ‚quondam miles' (einstigen Soldaten) gedenkt; in seinen Memoiren, die allerdings der modernen Heine-Forschung auch nicht als völlig authentisches Material gelten, schildert er seinen Vater .... als einen in ‚hannöverschen Dienstverhältnissen' stehenden Proviantmeister, ‚oder wie es die Franzosen nennen, einen Offizier de bouche, die Preußen nennen es einen Mehlwurm.'« Karpeles (mit diesem Namen setzt die Wahrheit ein) »berichtigt diese auf das Soldatisch-abenteurerhafte hin stilisierte Schilderung, die Samson Heine auch als Fürstengünstling, als Sport- und Theaterliebhaber zeigt, dahin, daß Heines Vater zwar Armeelieferant war und Mitglied der Düsseldorfer Bürgerwehr, im Übrigen aber eine friedliche und vor allem tiefreligiöse Natur war«. Diese Berichtigung einer in einem offiziellen Schriftstück enthaltenen poetischen Wendung ist gewiß danach angetan, den Dichter gerade dem heutigen Verständnisse näher zu bringen; überflüssigerweise wird sie noch durch einen Trost verzuckert:

5

Wenn also auch kein ererbtes »Soldatenblut« im Spiele war, so ist es immerhin sehr wahrscheinlich, daß der Zeitgeist der Befreiungskriege auch den Studiosus Heine zum Kriegsfreiwilligen machte — wenigstens dem Willen und Herzen nach.

Man muß zugeben, daß die Heine-Forschung weit geht. Herr Wittmann aber entschließt sich, von der junkerlichen Auffassung zurückzutreten, um nämlich ein Wunder geschehen zu lassen.

Das Wunder ist nun, daß dieser Jude, dieser jüdischer Jude, der im Vaterhause die deutsche Sprache in ihrer ärgsten Entartung zu hören bekam, nach weniger Jahre Verlauf zu einem der größten Meister dieser Sprache sich entwickelt. Keine Falte ihres Mantels, die sein Ohr nicht auskundschaftet.

Das ist bei weitem kein solches Wunder wie Herr Wittmann glaubt. Das erlernen die intelligenteren Stammes- und Standesgenossen im Handumdrehn. Den Mantel der Sprache breiten sie vor der Kundschaft aus, auch wenn sie nicht zufällig vorher ein Kommissionsgeschäft in Manufakturwaren gehabt haben. Meister der Sprache, das wird man am leichtesten, das geht wie geschmiert. Bald also konnte sich Heine vor kleine Lieder nicht hüten. Der Onkel hatte es gut gemeint. Er blieb aber auch, wie Wittmann feststellt, ein »aufrichtiger Bewunderer« dieses Onkels, der mit sechzehn Groschen nach Hamburg gekommen war und dreißig Millionen Mark hinterlassen sollte, ja er scheint es mit dessen Jahren immer mehr geworden zu sein.

Gewissermaßen waren sie einander auch geistig verwandt. In einem genialen Großkaufmann steckt immer ein Stück von einem Poeten; ohne Phantasie, ohne dichterische Intuition erklimmt man die höchsten Gipfel in keinem Beruf, selbst im nüchternsten nicht. Der Neffe sang Lieder und Romanzen, der Onkel dichtete in Mark Banko.

Nur mit dem Unterschied, daß die Sehnsucht des Onkels bei der Sache blieb und sein ganzer Zukunftstraum sich nicht auf der Hoffnung aufbaute, einmal die Talente des Neffen zu erben. Er war eben doch ein anderer Dichter, ein echterer; und der Neffe dürfte dem Onkel verwandter gewesen sein, als der Onkel dem Neffen. Jener sei aber in der ganzen Familie immerhin der einzige gewesen, der »bei aller Unbildung einiges Verständnis und poetisches Mitempfinden aufbringen konnte.«

Ihm ist ja auch das Lyrische Intermezzo gewidmet, und sicherlich hatte er ein Auge für die geniale Begabung des Neffen. »Leider Gottes was für ein Talend«, schreibt er seiner Tochter Therese, indem er ihr ein soeben entstandenes Gedicht, frisch von der Pfanne weg, zusendet, und schmunzelnd fügt er hinzu: »Er hatt mir versprochen, Sich zu bessern.«

Und an Heine selbst schreibt er:

Deine Frau hat sich gut aufgeführt — ich habe nicht daran gezweifelt, ist ein gutes Schiksche, ist acht, Du bist gemacht, Deine Kinder — woher — können gemacht werden.«

Einen Brief, den der Famllienstolz selbst vor ein paar Jahren veröffentlicht hat, schließt er:

also entschuldige
wenn Dein Onkel
Salomon Heine
der Mann, der Deinen Namen führt
Spas
Gedicht mached.

Herr Wittmann spottet:

Ohne Zweifel glaubte der reiche Bankherr, das Wesen der Poesie bestehe wirklich in den strophenartig gebrochenen Zeilen, auf diese Weise mache man Gedichte, oder wenigstens Spaßgedichte.

Der reiche Bankherr hatte so unrecht nicht, abgesehen davon, da er ja als genialer Großkaufmann sowieso ein Dichter war. Beinahe das ganze Deutschland, in Krieg und Frieden, glaubt, daß das Wesen der Poesie eben darin bestehe, und leider Gottes was für ein Talend, wenn es nicht geradezu so entstanden ist, verdankt solcher Auffassung seine ganze Geltung. Diese wird einst in einem kulturellen Raritätenkabinett ausgestellt werden. Man wird das deutsche Entzücken an einem ungezogenen Liebling der Grazien bestaunen, der seiner Schwester »reizende Briefe schrieb, in denen bloß einige derbe Ausdrücke über ihre Schwangerschaft, die ‚Kälbereimisere', das ‚Vorgebirge der guten Hoffnung', störend wirken mögen«. Mögen sie. Es hat doch ein Entzücken gegeben an einem schwerpunktlosen Talent, das einerseits »dem köstlichen Vergnügen, den alten Jahwe am Barte zu zupfen, nicht entsagen konnte«, anderseits nicht der Sehnsucht »nach der knoblauchduftenden Romantik der alten Bundeslade«. Und dieser »Feind aller positiven Religionen« ließ sich, wie solch ein Wittmann scherzend hervorhebt, knapp vor dem Doktorat »ins Christentum promovieren. Natürlich war ihm die Taufe ein ‚gleichgültiger Akt', bloß Mittel zum Zweck, ein falsches Mittel zum unerreichten Zweck«, wie solch ein Wittmann bedauernd meint. Das Bild wird immer reiner, anziehender und liebenswürdiger.

Die Beziehung zu Goethe darf nach alldem nicht fehlen. Der Dekan feierte ihn bei der Disputation »als Dichter, ja sogar als Juristen«. Er sei »mit Goethe darin zu vergleichen, daß er sich früher (oder besser) als Dichter denn als Jurist bewährt habe.« So weit mochte die Kompetenz des Dekans einen Vergleich mit Goethe wagen. Herr Wittmann tadelt nun Heine: er »übertreibe,« wenn er behaupte, der Dekan habe ihn »mit Goethe verglichen« und auch geäußert, »daß nach dem allgemeinen Urteil meine Verse den Goetheschen an die Seite zu setzen sind.« Wenn aber Heine nicht übertreibt und der Dekan es gesagt hat, so hat er die Wahrheit gesagt; das allgemeine Urteil ist so, noch heute so. Immerhin, meint Herr Wittmann, sei es »keine geringe Auszeichnung für den jungen Doktor gewesen, neben dem größten europäischen Namen auch nur genannt zu werden. Bereits hatte er ja den großen Mann von Angesicht gesehen.« Nun muß des weitern freilich zugegeben werden, daß der Eindruck »kein sonderlich günstiger« war: zunächst der Heines auf Goethe und infolgedessen der Goethes auf Heine. Dieser war mit einer Frechheit eingetreten: »und sehr verstimmt war auch der junge Heine, besonders als er hörte, Goethe habe sich über seine Verse ohne Wohlwollen ausgesprochen.« Daß es die Konkurrenz war, das zu verraten, hat Heines Takt verschmäht.

Den Freunden schrieb er nur, er sei in Weimar gewesen, und es gebe dort sehr gutes Bier. Von Goethe kein Wort. Auch guten Gänsebraten gebe es dort, womit denn der Bericht über dieses außerordentliche Erlebnis abgetan war.

Das ist anziehend. Zu näheren Mitteilungen habe er von den Freunden erst gezwungen werden müssen,

und fast mit Widerstreben rückte er mit seinen Erinnerungen heraus: »Über Goethes Aussehen erschrak ich bis in tiefster Seele, das Gesicht gelb und mumienhaft, der zahnlose Mund in ängstlicher Bewegung, die ganze Gestalt ein Bild menschlicher Hinfälligkeit.«

Nur Goethes Auge läßt der Junker Anerkennung widerfahren; er läßt ihn mit einem blauen davonkommen, denn ein solches hat er ja selbst. »Sein inneres Verhältnis zu Goethe« sei aber »fortan getrübt« gewesen. Er konnte ihm, wie es die Art solcher Talente ist, seine Frechheit nicht verzeihen. »Zur Beruhigung seines künstlerischen Gewissens sucht er die subjektiven Eindrücke theoretisch zu begründen, aus einer Verschiedenheit der grundsätzlichen Leitmotive zu erklären«. Er wurde hinausgeworfen, und Goethe gab infolgedessen nur »die Kunst, nicht das Leben selbst«. Jetzt gelte es andere Interessen: die Modernen müssen sich ins Gefecht stürzen, leiden, dulden, kämpfen. »Vor dem Publikum ist er vorsichtiger.« Er bewundert Goethe, »aber man spürt eine gewisse Kälte, wenn er von ihm spricht, und zwischen den Blumen sieht man eine spitze Klinge schimmern.« In Privatäußerungen tut er sich keinen Zwang an. Er nimmts jetzt mit jedem auf, Byron ist sein lieber »Vetter«, wiewohl er nicht der Sohn vom Onkel Salomon ist. Shakespeare freilich ist etwas mehr. »Ich fühle zu sehr, daß ich nicht seinesgleichen bin, er ist der allgewaltige Minister, und ich bin ein bloßer Hofrat, und es ist mir, als ob er mich jeden Augenblick absetzen könnte.« Von solcher Albernheit bleibt der Minister Goethe verschont. Der Dichter Goethe aber, nun, der werde »es sich eben doch eines Tages gefallen lassen müssen, daß man seinen Namen in Verbindung mit dem Heinrich Heines nenne«. Erraten! Er muß es sich tatsächlich gefallen lassen. Wiewohl die Erinnerung für Goethe nur so flüchtig war. Aber das allgemeine Urteil ist so. Und Goethe hat es sich selber zuzuschreiben. Er verstand angeblich etwas von Lyrik und war dennoch für Heines Verse so wenig eingenommen wie für den Menschen, der vor ihm stand. Er traute den kleinen Liedern nicht über die Gasse. »Goethes Abneigung, sich dem Enthusiasmus hinzugeben, ist ebenso widerwärtig wie kindisch. Solche Rückhaltung ist mehr oder minder Selbstmord; sie gleicht der Flamme, die nicht brennen will, aus Furcht sich zu konsumieren . . . . Ich beneide nicht die stillen Nachtlichtchen, die so bescheiden ihr Dasein fristen.« Vielleicht weiß Herr Wittmann nicht, daß Goethes Besucher das einmal öffentlich geschrieben hat. Die Flamme hatte die sonderbare Furcht, sich zu konsumieren. Leider Gottes was für ein Talent blieb vor ihr im Dunkeln! Aber diese Zusammenkunft, so momentan sie war, erhielt dank jener Geschicklichkeit, die einer der beiden Teile von Natur mitbekommen hatte, ihre Fortsetzung auf die Nachwelt. Heine ist und bleibt der zweitgrößte Lyriker im Zimmer Goethes.

9

Und der Briefwechsel, vollends der mit dem Hause Rothschild, hat nunmehr auch zur Hebung seines Charakters beigetragen. Wenigstens behauptet der Literarhistoriker, daß jetzt der Beweis für Heines Unschuld erbracht, daß »klipp und klar« den Verleumdern — aber doch mehr klipp — bewiesen sei, welch schweres Unrecht sie an dem toten Dichter begangen hatten, und daß sie deshalb »aufschreien mußten«. Logischer wäre, daß sie dann schwiegen und nicht gerade den Briefwechsel zum Beweise ihrer Anwürfe heranzögen.

Ich will einmal dem Herrn Hirth zeigen, wie Unrecht er tut in so sicherer Entfernung von seinem eigenen Dokumentenmaterial die Behauptung aufzustellen, daß diese Episteln eines Poeten nichts mit Geld zu tun haben und ihnen ein innerliches Leid über das Schicksal einer feinnervigen Frau abzuhören, die an einen von anderen Gaben als von Poesie erfüllten Mann gebunden lebte, von dem der Schreiber selbst nicht ganz unabhängig war. Der Unterschied ist nur, daß sie sich gegen die Verbindung nicht wehren konnte, während ihr Versteher sich durch gelegentliche Angriffe auf den Rothschild Abwechslung zu verschaffen wußte, ohne des Lohns, den eine solche Verbindung einträgt, verlustig zu gehen, ja mit der Aussicht, ihn dank der prosaischen Denkungsart eines solchen Geldgebers zu steigern. Die ideelle Abhängigkeit von einer Unterdrückten wäre ja sofort der Welt, die auf briefliche Beweise hält, plausibel zu machen, wenn sie etwa zu einer ritterlichen Auseinandersetzung mit dem Unterdrücker tauglich und ganz gewiß nicht durch eine materielle Abhängigkeit von eben diesem kompliziert gewesen wäre. Die Literaturforschung mag in der Ansicht sein, daß es schwer sei, von Rothschild kein Geld zu nehmen. Aber wie sie die Stirn haben kann, es zu leugnen, wenn es einmal und immer wieder geschehen ist und die Beweisstücke als Gegenbeweise und als wundervolle Ergüsse einer Dichterseele auszugeben, ist schlechthin unerforschlich. Man würde aber dem Herrn Hirth doch nahetreten, wollte man ihm vorwerfen, daß er sich etwa die zeitliche Entfernung von jener Publikation zunutze macht, um heute mit einer verblüffenden Behauptung auftreten zu können. Man muß ihm einräumen, daß er schon damals im unmittelbaren Anschluß an seine Briefveröffentlichung („Deutsche Rundschau', Februar 1915) den Mut gehabt hat, die Enthüllung, die er an seinem Dichter vornahm, für eine Ehrenrettung auszugeben. Ich hatte, als ich jetzt die Erklärung des Herrn Hirth zu Gesicht bekam, als ein unverbesserliches Opfer des gedruckten

Glaubens, mich gefragt, ob mein damaliger Eindruck nicht falsch war, und ob mich der Anblick dieser Heine-Rothschild-Dokumente nicht heute dazubrächte, seine Entrüstung über die Heine-Verkenner zu teilen. Nun habe ich sie mir ~~noch~~, um weder Heine noch seinem Hirth und den andern Beschützern ein Unrecht zu tun, wieder angesehen und kann wohl sagen, daß dem Herrn Nordau, der ja wirklich nur den französischen Kommentar gelesen haben mag, noch eine Überraschung bevorsteht, wenn er auch das Original kennen lernt, und daß der französische Angreifer, dessen Darstellung ich wieder nicht kenne, die Heine-Rothschild-Briefe gar nicht tendenziös, sondern nur wörtlich übersetzt haben muß, um zu jenem für die Herren Nordau und Hirth so verdrießlichen Urteil zu gelangen. Ferner, daß man durchaus kein Inquisitor, nicht einmal ein Staatsanwalt, sondern nur ein Mensch mit einem durchschnittlichen Gefühl für Zimmerreinheit sein muß, um den Verfasser dieser Briefe ohne jedes hochnotpeinliche Verhör zum Verlassen des Zimmers aufzufordern. »Von größter Bedeutung« schien Herrn Hirth damals ein Brief ~~(1840)~~ zu sein, in welchem Heine »sein Buch über Börne, dem Heine heftige Angriffe auf Rothschild in den Mund legt, ankündigt«. So hat der Herausgeber damals die Neigung bezeichnet, den Gatten ein wenig zu verulken. Der Brief:

Frau Baronin!

Versprochenermaßen überschicke ich Ihnen anbei den Anfang meines Romans »Das Passahfest« und den Anfang meines »Ludwig Börne«. Ersterer wird diesen Herbst erscheinen, letzterer aber ist bereits in der Presse und ich kann leider nichts mehr darin ausmerzen. Eben in den Blättern, die ich Ihnen zuschicke, stehen die herben Stellen über das Haus Rothschild, — Sie haben also das Corpus delicti, das mich so sehr ängstigt, in Händen. Darf ich noch vor Ihren Augen erscheinen? Ich bitte . . . Vielleicht verzeihen Sie mir mit heiterem Lächeln. Ich aber, ich versichere Ihnen, ich kann mir nicht genug Vorwürfe machen, daß ich, wo nicht in böswilliger, doch jedenfalls in unziemender Weise von einer Familie gesprochen habe, die in ihrem Schoße so viel Edelsinn und Liebenswürdigkeit verbirgt; — ja verbirgt, denn durch Zufall entdeckte ich jüngst, daß die schöne Frau, die ich nur geistreich und tugendhaft hielt, auch eine große Seele hat. Baron James ist in der Tat der reichste Mann, aber nicht bloß seines Geldes wegen. Ich habe auch von der heranwachsenden Generation die beste Meinung; Charlotte kündigt sich prächtig an und ich hoffe die Knaben werden gut gedeihen. Seien Sie überzeugt, Frau Baronin, daß das Interesse, das ich jetzt an Ihrem Hause nehme, nicht von gewöhnlicher Art ist, und genehmigen Sie für meine übrige Lebenszeit . . . .

8.

Heine beschuldigt sich einer groben Taktlosigkeit, er demonstriert sie noch jener Dame, die er von ihr mitgetroffen weiß, ~~und~~ er kann sie aus dem noch nicht erschienenen Buch nicht ausmerzen. Der Herausgeber spricht davon, Heine habe der Baronin das Manuskript des Romans »Das Passahfest« übersandt — es sei offenbar der spätere »Rabbi von Bacharach« —, das »sich im Archiv des Hauses Rothschild nicht erhalten habe und vermutlich dem Dichter wieder zurückgestellt wurde«. Aus einem Manuskript ließe sich noch mancherlei ausmerzen; Herr Hirth sagt nicht, wie er zu der von keinem der Briefe belegten Vermutung gelangt ist, und verwechselt ~~vielleicht~~ den Roman mit dem Börne-Buch, dessen Anfang Heine der Baronin übersandt hat. Der Minnesänger, wie er ~~diesen~~ nennt, habe sich »Mißverständnissen« ausgesetzt, als er in einem »berückenden Gedicht«. in welchem er die Baronin Rothschild »besang«, die Worte schrieb:

Lieblich mit den weißen Händen,
Lieblich mit dem schönen Blick
Schützen Sie den Menschen, wenden
Von ihm ab das Mißgeschick.
Ihre Huld und Ihre Gnaden
Trösten jeden, doch zumeist
Ihn, der doppelt qualbeladen,
Ihn, den man den Dichter heißt.

»Nichts lag näher«, räumt Herr Hirth ein, »als diese Strophe«, die er wirklich berückend findet, »so auszulegen, daß Heine sich materieller Unterstützungen durch Baronin Rothschild zu erfreuen hatte, während er in Wirklichkeit in ideeller Abhängigkeit von ihr stand«. Nein, das Gold ist nur Chimäre. Herr Hirth beweist es, er publiziert alle neun Briefe, einen »mit recht bedeut~~samen~~ Inhalt« läßt er aus, »einer, den Baron Henri besitzt«, war nicht darunter, also: »Die elf Briefe haben für die Beurteilung des Verhältnisses Heines zu dem Bankierhause ausschließlich maßgebend zu sein«. Wir sind auf die zwei nicht neugierig und nehmen die neun als Grundlage für die Beurteilung. Aus diesen hat nun »mit unwiderleglichen Deutlichkeit« hervorzugehen, daß Heine ~~seine~~ innige Zuneigung für Rothschilds Gattin hegte, dies und nichts anderes. »In seinem Wesen liegt ein merkwürdiger Widerspruch. Während er sich nie davon abhalten ließ, Männern rücksichtslos gegenüberzutreten, wurde er Frauen gegenüber schwach und zaghaft.« In der Liebe natürlich, aber nicht bis zur Reue über sein Auftreten gegen die Gatten. »Als tröstender oder lächelnder Engel sieht er die verehrte Frau immer vor sich, und als ihr gehorsamer oder freundschaftlich ergebener Schützling erwartet er in allen Lebens- oder Liebesnöten ihre Hilfe.« Welcher Art könnte die Hilfe sein, die die Gattin Rothschilds in allen Lebensnöten zu gewähren imstande ist? »Wer

Heines Briefe an von ihm verehrte Frauen kennt, wird in solchen Äußerungen das Bekenntnis einer tiefen Herzensneigung sehen müssen. Stärkere Worte des Eingeständnisses seiner Gefühle finden sich niemals bei ihm.« In welcher Art könnte die Verehrte diese Gefühle erwidern? »Eins scheint ja freilich öfter die Beziehungen zu der Baronin getrübt zu haben: das Verhältnis Heines zu ihrem Mann, dem Baron James, mit dem der Dichter zwar auch freundschaftlich verkehrte, dessen Art und Lebensführung aber seinen unzügelbaren Spott oft und oft herausforderte.« Er hat ihn unbedingt ein wenig verulken müssen. Und selbst die warme Begeisterung für dessen schöne Gattin konnten ihn nicht daran hindern, alles frei auszusprechen, was er gegen den Pariser Bankier auf dem Herzen hatte.« Aber er bereute es doch und fand es unziemend? Er und sie konnten diese Angriffe nicht ausmerzen. Wenn es nur Taktlosigkeiten waren, war's nicht eine größere, ihrer in der Huldigung zu erwähnen, sie der Geliebten ins Haus zu schicken? Nein, »es ehrt Heine, daß er gerade die beiden Bücher, das ‚Leben Ludwig Börnes' und die ‚Lutezia', seinen Freunden überreichte und sie in den Begleitbriefen auf die ‚herben Stellen' in diesen Werken aufmerksam machte. Denn diese Freimut beweist, daß Heine nicht in irgendwelcher Abhängigkeit von dem Hause stand. Gewiß geht aus einem Briefe hervor, daß Heine in der Zeit seiner tötlichen Erkrankung sich ein Geldgeschenk erbat und es auch erhielt.« Einmal bitte! »Aber gerade dieser Brief lehrt, daß er nicht dauernd souteniert wurde, daß er niemals im Solde des Bankierhauses stand und daß keinerlei finanzielle Zuwendungen bestimmend auf seine Urteile in Büchern oder Korrespondenzberichten für die ‚Augsburger Allgemeine Zeitung' einwirkten.« Ja wurden denn außer diesem einen Mal finanzielle Zuwendungen gemacht? Die Gegner sprachen vom Sold, in dem Heine gestanden sei, statt von einem Sold zu sprechen, den er empfangen habe. Sie wollten natürlich nicht auf ein Engagement, wohl aber auf die Beziehung hinweisen. Somit hatte Herr Hirth Gelegenheit, entrüstet zu erklären, ein Fixum sei nicht gezahlt worden. Aber er weiß schon, wie die Gegner es meinen. Denn er sagt jetzt belegt: »Diese Briefe sprechen vornehmlich aus, was Heines Gegner bis dahin ohne jeden Beweis behauptet hatten« (ganz richtig, das sprechen die Briefe vornehmlich aus) »daß der Dichter niemals im Solde des Hauses Rothschild stand und daß seine Angriffe auf den Baron James Rothschild keinesfalls die Verweigerung von erbetenen Geldunterstützungen zurückzuführen seien.« Wenn Herr Hirth also zugibt, daß die Gegner den Bezug eines Soldes und zugleich eine Verweigerung von Geldunterstützungen behauptet haben, so gibt er immerhin zu, daß sie unter »Sold« kein Fixum, sondern eine unregelmäßige Zuwendung verstanden wissen wollten, deren Verweigerung zu Angriffen auf den Geldmann geführt hat. Aber in seinem Vorwort hat Herr Hirth sich nicht begnügt, die Verweigerung von Geld als Motiv zu bestreiten, sondern gesagt: gerade diese Briefe lehren, daß er nicht dauernd souteniert wurde, daß er niemals im Solde des Bankhauses stand und daß keinerlei finanzielle Zuwendungen bestimmend auf sein Urteil einwirkten«. Er hat also nur die Annahme von Geld als Motiv bestritten. Ja, sind denn finanzielle Zuwendungen gemacht worden? Sie haben nicht bestimmend auf Heines Urteil eingewirkt, sie sind also doch gemacht worden. Aber doch nur einmal? Heine schreibt an die Baronin, nicht aber an den Geldgeber, er habe durch Zufall entdeckt, daß sie »durch eine große Seele« hat und daß »Baron James in der Tat der reichste Mann sei«. Das bezieht sich jedenfalls auf ideelle Zuwendungen. Eine einzige finanzielle gibt Herr Hirth zu. »Die beiden folgenden Briefe«, aus denen er sie zu erraten glaubt, »sprechen für sich selbst«, sagt er. Er hat recht:

9.

Paris, den 15. Januar 1852.

Herr Baron!

Die älteren Juden, welche sehr gefühlvolle Menschen waren, hegten den Glauben, daß man in Gegenwart eines Kindes nicht etwas Gutes essen dürfe, ohne demselben einen Bissen davon mitzuteilen, aus Furcht, das Kind würde dadurch einen Blutstropfen verlieren, oder wie sie sich ausdrückten, aus Zaarlechajim, was noch mehr sagen will als das Wort Rachmones.

Ihr edles Herz, Herr Baron, scheint auch diesem großmütigen Aberglauben treugeblieben zu sein und jedesmal, wenn das Glück Sie in Ihrem kolossalen Geschäfte ganz besonders begünstigte, haben nicht bloß Ihre nächsten Hausfreunde, sondern auch der Dichter, das große Kind, etwas zu schlucken bekommen. In diesem Augenblicke, wo Sie wieder bei einem ungeheuren Unternehmen vorherrschend beteiligt sind, und überhaupt siegreich und millionärer als je aus den Revolutionsstürmen hervorgehen, jetzt erlaube ich mir Ihnen wissen zu lassen, daß ich noch nicht gestorben bin, obgleich mein Zustand nicht eben den Namen Leben verdient.

Eine sehr große und sehr schöne Dame, die mir in meinem Elend manches tröstende Wort zugerufen hat, und die bei Ihnen in sehr großem Ansehen steht, nämlich die Frau Baronin James Rothschild wird es Ihnen sehr gut aufnehmen, wenn Sie sich in einer Weise, die meiner und Ihrer würdig wäre, für mich interessieren wollten.

Genehmigen Sie die Versicherung der wahren und ehrfurchtsvollen Freundschaft mit welcher ich verharre,

Ihr ergebener
Heinrich Heine
50 rue d'Amsterdam.

Die Denkmalswürdigkeit dieses ~~Bittstellers~~ dürfte außer Frage sein. Mindestens aus Rachmones sollte es das deutsche Volk tun, zumal jetzt, wo es bei einem ungeheuren Unternehmen vorherrschend beteiligt ist und millionärer denn je aus den Weltstürmen hervorgehen wird. Rothschild ließ sich nicht spotten, wiewohl er oft hatte geschehen lassen. Gelöbnis und Quittung:

Paris, 19. Januar 1852.

Hochgeehrter Herr Baron!

Ich habe mit Vergnügen erfahren, daß Sie meiner nicht vergessen haben, und indem ich Ihnen zugleich für den neuesten Beweis Ihrer Güte verpflichtet bin, sage ich Ihnen meinen tiefgefühltesten Dank. Es liegt sichtbar auf Ihnen der Segen Gottes, und jede Berührung mit Ihnen bringt Glück. Seit Jahren wurzelt in mir dieser Glauben, und Ihr persönliches Wohlwollen war mir daher immer besonders erfreulich und trostreich. Bewahren Sie es mir immer mit Ihrer gewohnten Großmut und seien Sie überzeugt, daß ich mich dessen, so viel es in meiner Macht steht, würdig zeigen werde. Ich denke sehr oft an Sie und Ihre edle F~~reundin~~; die Stunden, die ich die Ehre hatte, in Ihrer Nähe zu verleben, erquicken mich in der Erinnerung.

Empfangen Sie, ~~geehrter~~ Herr Baron, die Versicherung meiner Ehrfurcht und

wahrhafter Ergebenheit
Heinrich Heine

Wer wollte zweifeln, daß diese beiden Briefe für sich selbst sprechen? Wer, daß Heine nur dieses einzige Mal Geld bekommen hat? Wer, daß schon die Erwartung imstande war, Ulk und Angriff

in Ehrfurcht und Ergebenheit zu verwandeln, während natürlich die Erfüllung nicht geeignet war, das ~~unabhängige~~ Urteil ~~zu beeinflussen~~? Das große Kind bekommt »jedesmal« etwas zu schlucken, aus Zaarlechajim, was noch mehr sagen will als Rachmones, und Herr Hirth, der dabei steht, sagt, es sei nur einmal der Fall gewesen, und ohne Einfluß auf das Benehmen des großen Kindes geblieben. Durch die Briefe, die für sich selbst sprechen, ist bewiesen, daß es wohl jedesmal, aber nicht regelmäßig zu essen bekam. »So durfte es sich Heine erlauben, den Baron James mehr oder weniger deutlich zu ironisieren, ohne daß die Beziehungen irgendwelche ~~Weitung~~ erfuhren.« Welche Beziehungen? Rothschild muß das größte Verständnis für die Feinheit einer Dichternatur gehabt haben. Wie konnte er hoffen, daß Heine sich durch Geld, das er ihm zusteckte, beeinflussen lassen werde. Pfui Teufel, wo wird denn ein Bankier einem gefürchteten Journalisten das Geld, das dieser nimmt, es in so schmutziger Absicht geben! Solcher Versuch einer Beeinflussung wäre ja schlimmer als sein Gelingen. »Zweimal in Jahre 1837 und 1840 scheinen Spannungen eingetreten zu sein«, räumt Herr Hirth ein. Einmal hat Heine Geld bekommen, immer durfte er ~~dieses~~ den Rothschild ~~verzeihen~~, und nur zweimal war der beleidigt. Was war der Grund? Herr Hirth vermutet, Rothschild habe »sich beidemale geweigert, für Heine ~~und~~ bei dessen Familie einzutreten, um ihm der~~art~~ Unterstützungen zu erwirken. Abgewiesene Geldforderungen können keinesfalls in Frage kommen«. Also rein ideale Forderungen, wie wenn Heine etwa verlangt hätte, Rothschild möge ~~das [redacted] recht~~ seiner Gattin anerkennen. »Die Behauptung des Dichters bleibt unumstößlich, daß ihn Rothschild nur deshalb Freund genannt habe, weil er nie von ihm Geld verlangt habe. Auf ‚verlangt' ist dabei der Nachdruck zu legen, denn erbeten hat sich Heine ja tatsächlich einmal ein Geschenk.« Rothschild hat nur mit Leuten verkehrt, die ~~kein~~ Geld von ihm verlangen, sondern es erbitten, wie sichs gehört. Aber aus den Briefen geht doch auch für Herrn Hirth, der ein Forscher ist, hervor, daß Heine wiederholt Geld von Rothschild bekommen hat. Herr Hirth spürt den Einwand und

10.

Rothschild hat [illegible] keinen Sinn [illegible] Heine mit Rothschild [illegible] aber er hat [illegible] bekommen.

~~trägt~~ darum nach: »daß ihm Baron Rothschild unaufgefordert gelegentlich Zuwendungen machte, wäre freilich denkbar.« Es wäre denkbar, wo es beweisbar, nein, bewiesen ist, von Heines Hand geschrieben, von Hirths Hand abgeschrieben, vor seiner Nase gedruckt? Kann wirklich solcher Zeitvertreib sich Dinge, die es gibt, auch ~~kurz stellen,~~ der Geduld eines Publikums zugemutet werden? Item, Herr Hirth nimmt das immer Geschehene als gelegentlich möglich ~~an~~ »Doch ehrt diese Freigebigkeit mehr den Spender, als daß sie den Beschenkten verunehrte.« Gewiß, das ist ~~eben~~ der Sinn der Wohltätigkeit, ob es aber auch der Sinn der Publizistik ist, sagt Herr Hirth nicht. Rothschild hatte ein Herz neben seiner Brieftasche, aber ein Geschäft mit Heines Unabhängigkeit wollte er nicht machen. Dieser sandte wieder einmal einen Angriff auf den Gemahl der Baronin ins Haus, die »Lutetia«. »Die Ironisierung des Barons James greift hier keineswegs tief, konnte aber gleichwohl den eitlen Chef des Pariser Hauses verletzen«, den zwei Jahre vorher Heine seiner Ehrfurcht versichert hatte. »Weshalb Heine jedem Mißverständnisse seiner Absicht mit den folgenden Zeilen ~~vor~~griff:«

Hochgeehrte Frau Baronin!

Ich habe die Ehre, Ihnen heute meine jüngste Publikation zuzusenden. Ich habe besondere Gründe, diese Lektüre Ihrer gütigsten Einsicht zu empfehlen. Es sind Stellen darin, wo ich von dem Herrn Baron spreche und meine Sprache vielleicht nicht die der gewöhnlichen Devotion sein mag, die man einem Gönner schuldig ist; aber es hat um diese Gönnerschaft eine besondere Bewandtnis, mit deren Erörterung ich Sie nicht behelligen möchte. Seien Sie aber überzeugt, im Wesentlichen glaube ich mich keines Mangels an Takt schuldig gemacht zu haben. Wenn mich manchmal der Herr Baron mit dem Titel eines Freundes beehrte, so war ich doch nicht so unbescheiden, dies für etwas anderes als für eine liebenswürdige Courtoisie anzusehen, wie er sich denn wirklich mir oft in seiner größten Liebenswürdigkeit gezeigt hat. Die Augenblicke, die ich die Ehre hatte, in seiner Gesellschaft zu sein, gehören zu meinen angenehmsten und freudigsten Erinnerungen. Wie sehr ich ihn liebe und wie wahrhaft ich die großen Verdienste zu würdigen weiß, die er immer in einer Sache bekundete, welche auch mir heilig und teuer ist, werden Sie später, gnädige Frau, aus den Denkwürdigkeiten ersehen, die ich noch vor meinem Abscheiden zu beendigen hoffe. Ich sage dieses, damit der obenerwähnte Mangel untertänigster Devotion nimmermehr mißdeutet werden möge.

1852 hatte die Ehrfurcht versprochen, sich, soweit es in ihrer Macht stehe, des freundschaftlichen Wohlwollens würdig zu zeigen. Dieser Dichter beruft sich in seinen Bittbriefen an den Millionär auf die Gattin und in seinen Liebesbriefen an die Gattin auf die Angriffe gegen den Millionär, dessen Gönnerschaft er zwar genießt, aber als die wahre Freundschaft anerkennen Eine feinnervige Frau, aus solchem Dickicht von Schwärmerei und Schnorrerei nicht an die Seite des legitimen Dickhäuters flüchtet, es verdienen, in Literaturgeschichte zu kommen. Rothschild wird von dieser als Wohltäter anerkannt und Heine als dessen Freund. Heine gestattet zwar im Jahre 1837 dem Johann Heinrich Detmold, »über Rothschild so viel Maliziöses zu schreiben, als er wolle«, Herr Hirth meint aber, unzulässig sei der Schluß, Heine sei mit Rothschild »verfeindet gewesen«. Weit mehr Wahrscheinlichkeit habe die Auslegung des Satzes, daß er, obwohl ein Freund Rothschilds, Detmold in keiner Weise zugunsten des Bankiers beeinflussen wollte, sondern diesem, der sich wahrscheinlich in einem Briefe an Heine ungünstig über James Rothschild geäußert und angefragt habe, ob er sich in demselben Sinne öffentlich aussprechen dürfe, völlig freie Hand gelassen habe«. Heine war nicht nur selbst zugunsten Rothschilds unbeeinflußbar, er wollte auch keinen andern Schriftsteller zugunsten Rothschilds beeinflussen. Er ließ jedem freie Hand, er gestattete einen Angriff. »Aber selbst wenn man an eine Spannung zwischen Heine und Rothschild im Jahre 1837 denken will, darf deren Ursache keineswegs in einem mißglückten Versuche Heines, Geld zu erlangen, gesehen werden.« Mißglückte Versuche Heines, Geld zu erlangen, sind zwar aus der Korrespondenz mit [redacted] nachweisbar, aber im Falle Rothschild hat Heine eine Ablehnung offenbar so wenig krumm genommen, wie Rothschild einen Angriff, der ja schließlich doch auch eine Spannung in einem Freundschaftsverhältnis hinlänglich rechtfertigen könnte. Heine hat zwar Geld von Rothschild bekommen, sie waren zwar gelegentlich bös, aber der Literaturforschung ist das gute Verhältnis zwischen einem Dichter und einem Bankier viel zu heilig, um darin eine Trübung eintreten zu lassen, und wenn schon eine eintrat, so muß sie darauf zurück-

zuführen sein, daß Rothschild in einer rein idealen Angelegenheit, nämlich wegen der Unterstützung durch den Onkel Salomon nicht intervenieren wollte. Diese Weigerung könne zu der etwas unmutigen Äußerung ~~an~~ Detmold«, die soeben noch ein Beweis purer Objektivität war, ~~den Heine~~ veranlaßt haben, aber beileibe nicht zu sarkastischen Bemerkungen über Rothschild. ~~Dieht seien~~ weder durch die Spannung noch ~~für~~ die Spannung durch den Geldpunkt bewirkt worden. ~~Er habe stets~~ »einige seiner lächerlichen Eigenschaften ~~Rothschilds~~ ironisiert, daß Heine mit Rothschild befreundet war, weil Rothschild dem Heine Geld gab, um von ihm angegriffen zu werden, daß Heine den Rothschild angriff, um mit ihm in Freundschaft zu bleiben, und daß nur vorübergehend eine Spannung eintrat, wenn Rothschild dem Heine Geld geben wollte, Heine aber den Rothschild um keinen Preis angreifen wollte, Rothschild das als Undankbarkeit auffaßte und Heine enttäuscht war, weil er das von einem Freunde nicht erwartet hätte. Damals hat er bestimmt nichts verlangt. Herr Hirth versichert, daß er es wissen müßte, wenn es anders gewesen wäre. Denn ein Überblick über Heines gesammelte Korrespondenz ergibt die seltsame Tatsache, daß er, der ja nicht gerade selten bei Freunden Geld borgte, dies nie mündlich, sondern immer schriftlich tat, wozu ihn wohl die Furcht vor mündlichen Abweisungen veranlaßte. Ein naheliegender Analogieschluß drängt zu der Annahme, daß er auch Rothschild nur brieflich um Geld gebeten hätte. Da sich aber kein derartiger Brief erhielt, so muß Heines früher zitierte Äußerung über sein Verhältnis zu dem Baron als durchaus glaubwürdig gelten.« ~~Herr~~ Hirth ist ein scharfer Logiker. Zwar veröffentlicht er selbst derartige Briefe, zwar ist er froh, die Unterscheidung ~~wagen~~ zu können, daß Heine nie etwas verlangt und nur einmal etwas erbeten hätte, trotzdem liegt kein ~~solcher~~ Brief vor. Herr Hirth hat viele gefunden, in denen Heine um Geld bittet, daraus ersieht er mit Recht, daß Heine schriftlich um Geld bittet, denn Briefe sind zweifellos etwas Schriftliches, und daraus geht ~~aber~~ hervor, daß Heine nie mündlich um Geld gebeten hat, also auch den Rothschild nicht, den er nur schriftlich um Geld gebeten hat. Was das freundschaftliche Verhältnis betrifft, so ist es keineswegs durch die Geldbeziehung, weder durch Gabe noch durch Verweigerung berührt, weder durch Heines Polemik verändert noch imstande, diese zu verhindern. Geld, Angriff und Freundschaft, all dies hielt so fest zusammen, daß Heine vor dem Freund und Wohltäter »immer

Na

[illegible]

WIENER STADTBIBLIOTHEK

12.

die vollste Objektivität seines Urteils bewahrte und selbst vor Verletzungen der Eitelkeit des Pariser Finanziers nicht zurückschreckte«. Dagegen schrak er — Herr Hirth würde mit Recht hier »schreckte« sagen — vor einem Angriff auf die Geschäftsmethoden ~~des Barons~~ zurück, ~~hervorgegangen,~~ wie etwa Börne« ~~er durchaus nicht war~~ »Er kannte die Schwächen des Barons, die er auch gern dem Geläster preisgab« — zu einem ziemlich hohen Preis — »aber von seiner Bedeutung als Finanzmann war er so durchdrungen, daß er sich nicht anmaßte, sie zu be- oder zu verurteilen.« Von Börne, der davon nicht durchdrungen war oder diese Bedeutung für ein Übel hielt, war's Anmaßung. »Denn das muß zugegeben werden«, daß James Rothschild, »mochten seine Unternehmungen auch manchmal sehr gewagt und gelegentlich mehr auf den eigenen Vorteil als auf den der Gesamtheit angelegt sein, ein Finanz~~mann~~ hohen Ranges war, vor dessen Größe selbst Heines Spott verstummte«. Das wissen wir aus den ehrfürchtigen Briefen, die auf den Vorteil ~~des~~ Heine angelegt waren. Einmal erklärte er — »in einer ungedruckt gebliebenen Stelle der ‚Bäder von Lucca'« — »den Wert des Hauses Rothschild besonders anerkennen und seine Verdienste preisen zu wollen. Leider blieb der Plan, wie so viele, die Heine hatte, unausgeführt. Er war sich nur zu sehr bewußt, daß er dieses reiche Thema nicht umfassend ausführen könne«. Einmal schreibt er, Rothschild träume ~~davon~~, er habe einem Armen hunderttausend Franks gegeben, und werde davon krank. Wahrscheinlich hatte er sich im Fall Heine gerade vor einem leichten Unwohlsein gefühlt. Anderseits lobe er doch auch den Finanzier: »wie einer kein Geld mehr habe, werde er Rothschilds Feind«. Er scheint damals eines gehabt zu haben. Wenn Herr Hirth das Interesse eines Dichters an Rothschild, das in der Zeit zwischen 1834 und 1855 verschiedenen Schwankungen ausgesetzt war, schon zu seinem literarhistorischen Studium macht, so sollte er doch die von ihm selbst produzierten Briefe genauer lesen. Einmal (1850) schreibt Heine an den Baron — von den neun wundervollen Ergüssen sind ja nur sechs an die Gattin gerichtet — einen ehrfurchtsvollen Kondolenzbrief. Es ist eine jener Gelegenheiten, bei denen nicht so sehr der Zaarlechajim, als der Rachmones eine schöne Übung ist.

Ich habe nun seit länger als drei Jahren mir nicht das Vergnügen machen können, Ihnen persönlich aufzuwarten. Unter solchen Umständen beschäftige ich mich denkend ~~und~~ schreibend viel mit der Vergangenheit, und mit Gefühlen der Dankbarkeit erinnere ich mich oft Ihrer ~~und~~ des freundschaftlichen Schutzes, dessen Sie mich immer gewürdigt, und der Ihnen gewiß im Himmel so wie auf Erden gut angeschrieben wird. Ich hätte mich gern einmal schriftlich bei Ihnen in Erinnerung gebracht, aber kränkelnden Sinnes befürchtete ich eine Mißdeutung; denn ich hätte viel klagen müssen, und ich weiß daß jeder Klagebrief eines ~~aufrichtigen~~ Freundes ~~auch~~ zugleich eine Tratte auf Ihr Herz ist, die immer großmütig honoriert wird.

Zweifelt jemand, daß auch dieser Brief geeignet war, den Schreiber beim Empfänger in Erinnerung zu bringen, und daß er wie jede andere Tratte behandelt wurde? Der nichtpublizierte Brief aus dem Besitze des Barons Henri Rothschild wäre vielleicht lesenswert. Noch erwähnt Herr Hirth, ~~daß~~ ein Brief an die Familie Rothschild verloren gegangen ~~sei~~. Die Mouche zitiere diesen Brief, der wieder eine Kondolenz war und »ein ebenso großartiges wie tief ergreifendes Bile jüdischer Trauer enthält«. Es habe sich wohl um den Tod des Chefs des Frankfürter Hauses, Amschel Maier Rothschild gehandelt. »Es ist bedauerlich«, meint Hirth, »daß die Kondolenz an Betty oder James Rothschild vorläufig der Publikation entzogen bleiben muß. Vielleicht ermöglicht es indes ein günstiges Geschick, ihn in nicht allzu ferner Zeit dem Abdrucke zuzuführen. Für Heines Denkweise, die sich unmittelbar vor seinem Tode dem jüdischen Deismus wieder völlig genähert hatte, wäre er ein bemerkenswertes neues Dokument«. Herr Hirth gibt ~~uns~~ Hoffnung. Aber es ist vor allem bedauerlich, daß der Wiedereintritt in den jüdischen Deismus nicht nur mit der Krankheit des Bekenners, sondern auch mit dem Tod eines Rothschild zeitlich zusammenfällt. Weltanschauungsdinge sind immer mit Respekt zu behandeln, aber wenn ~~der Stil~~ in dem Heine im Jahre 1852, also zur Zeit, da der Umschwung schon eingesetzt haben mußte, sich auch dem Rothschild nähert, Rührung einflößen könnte, so müßte man die Schar jener Leute, die bei jüdischen Feierlichkeiten, als da sind Hochzeiten, Beschneidungen und Begräbnisse, im Hausflur auf einen Beweis auch nur von Rachmones warten, nicht etwa von Zaarpechajim, unbedingt als jüdische Deisten gelten lassen. »Alles was in Leid oder Freud' Ihr Haus betrifft, findet in meinem Gemüte die tiefste Sympathie«, kondoliert Heine einmal der Baronin. Das größere Talent dieses einen in Ehren, aber ob nicht manche, die ohne Gesinnungswechsel durch mehr als zwei Jahr~~hunt~~ an den Trauerfällen des Hauses Rothschild teilgenommen und an dessen Transaktionen beteiligt wurde, eher ein Denkmal in Deutschland verdienen würden, müßte doch erst untersucht werden. ~~Ein Denkmal könnte~~ schwerlich anders als auf einer halbwegs moralischen Basis gesetzt werden. ~~Nun~~ wird ~~gewiß niemand~~ bezweifeln, daß einem kranken Dichter die Unterstützung durch einen reichen Juden viel weniger zur Unehre gereicht als diesem die Verweigerung. Wenn aber der Pariser Singvogel zugleich ein Spaßvogel ist, der sich das Geld durch gelegentliche Anwandlungen von Ehrfurcht erkauft, um den Spender hintenrein lächerlich zu machen, so hat doch wahrhaftig, wenn die Zeit nicht nur das Herz, sondern auch die Gerechtigkeit sprechen läßt, der Rotschild ein Denkmal ~~er~~dient.

Es ist ein Fluch des literarhistorischen Handwerks, daß einer, ders betreibt, das Interesse für seinen Dichter so leidenschaftlich betätigt, daß er diesen preisgibt, um ein Exkrement von ihm, das er gefunden hat, ~~ti~~ verewigen.

129

Es dürfte schwer fallen, eine Huldigung an
Rothschild als ~~[illegible]~~ [illegible]
[illegible]
einer [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible], wenn ~~[illegible]~~
~~[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]~~
~~[illegible] [illegible] [illegible] die Huldigung [illegible]~~
~~[illegible] [illegible] [illegible] [illegible], für den [illegible]~~ ~~[illegible]~~ [illegible], ~~[illegible]~~
~~[illegible]~~, [illegible] in der [illegible] der [illegible] für [illegible] [illegible], als
[illegible] in der [illegible] für den [illegible] Salomon ~~[illegible]~~ dann, als Rothschild
[illegible] einer [illegible] wäre, als [illegible]
[illegible] Huldigung [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], ~~[illegible]~~ als [illegible] eine [illegible]
die Huldigung [illegible] [illegible] war, als [illegible]
Zorn ~~[illegible]~~ [illegible] [illegible] das [illegible] [illegible] [illegible]
die Huldigung (als) [illegible] ~~[illegible]~~
[illegible], ~~[illegible] [illegible]~~ Es dürfte schwer fallen, auch [illegible] [illegible] ~~[illegible]~~ [illegible]
zu [illegible] war. Es dürfte schwer fallen, wenn eine
[illegible] Relativität anzunehmen, wenn [illegible] [illegible]
[illegible]) zu
(eine [illegible]
~~[illegible]~~ Das [illegible] [illegible] [illegible] = ~~[illegible]~~ [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] Huldigung an Rothschild – [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] die Huldigung – die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] an Heine
[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] Huldigung an Rothschild [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible], [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ~~[illegible]~~ [illegible] [illegible] [illegible], wenn
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die [illegible]
~~[illegible]~~ [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]
nicht einmal [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] ist das Talent an der [illegible] [illegible]
[illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] Heines zu [illegible] [illegible] das Talent [illegible]
Huldigung nicht einmal in der [illegible]. Und wenn
kommen, [illegible] [illegible] [illegible] das Talent.
[illegible] [illegible] [illegible] ~~[illegible]~~ [illegible] [illegible]

14.

an den Bruder Gustav geschrieben hat:

»... Dann auch fürchtet der Mann, daß ich ihm etwas thue vor dem 21sten dieses Monats, wo durch die geringste Böswilligkeit von meiner Seite alle seine Hoffnungen zertrümmert werden könnten; er möchte sich vor diesem Termin gegen jeden Angriff sicher stellen, u. er hat auch ganz Recht, wenn er sagt, daß ich nichts dadurch erlange, wenn ich ihn ruiniere, u. ich im Gegentheil zu meinem Geld komme, wenn er stehen bleibt ... Hat er wirklich meine Actien auf das Guthaben der Iris in Rechnung gebracht, u. sich solchermaßen in Stand gesetzt, aus den dortigen Geldern mich zu remboursieren: so habe ich erreicht, was ich von Anfang an wollte, u. ich habe wirklich durch Furcht vor meinen öffentlichen Angriffen den Friedländer gezwungen, das Möglichste für mich zu thun. Du siehst aus seinem Brief, wie groß seine Furcht ist; aber Intimidation, lieber Bruder! ist eine Waffe, die sich mit der Zeit abstumpft, u. nur im Momente benutzt werden kann. In dieser Beziehung mache ich Dich darauf aufmerksam, daß Du, im Fall Du vor dem 21sten in Prag selbst sein kannst, die jetzige Stimmung des Helden benutzest, u. für jeden Fall so viel schriftlich von ihm zu bekommen suchst, als möglich ist, um mich zu sichern, u. es ihm unmöglich zu machen, meine Sache zu abandonnieren ... Drohen darf ich diesem daher auf alle mögliche Weise, u. da weder sein Schwager noch sein Schwiegervater große Sympathie für ihn haben, u. dieser Friedland auch die feigeste M .... ist, die je ihre Hosen besudelt hat, so ist energische Drohung hier an ihrem Platze.«

Welch ein Nachtigallenschlag! Der § 98 b bezieht sich auf Singvögel und trifft einen solchen, der mittelbar oder unmittelbar, schriftlich oder mündlich, oder auf andere Art, jemanden mit einer Verletzung an Körper, Freiheit, Ehre oder Eigentum in der Absicht bedroht, um von dem Bedrohten eine Leistung, Duldung oder Unterlassung zu erzwingen, wenn die Drohung geeignet ist, dem Bedrohten mit Rücksicht auf die Verhältnisse und die persönliche Beschaffenheit desselben oder auf die Wichtigkeit des angedrohten Übels gegründete Besorgnisse einzuflößen. Ein erschwerender Umstand ist es, wenn der Bedrohte durch längere Zeit in einen qualvollen Zustand versetzt worden ist. Ob das vermeintliche »Recht auf die Leistung« den strafbaren Tatbestand ausschließe, darüber gehen die Urteile der höchsten gerichtlichen Instanz auseinander; jede ethische dürfte über den Gebrauch der publizistischen Machtbefugnis zu solchem Zweck nur eine Ansicht haben, ~~und~~ gewiß nicht die, daß der Täter ein Denkmal verdient habe. Wer die Anzeige empfangen hat? Die Nachwelt. Von wem sie gemacht wurde? Sie steht in einem der Briefe, die der Familienstolz herausgegeben und »Heine-Reliquien« benannt hat. Niemand wird behaupten können, daß man aus einem gehässigen Kommentar schöpfe, wenn man solche Dokumente zum Verständnis des Dichters heranzieht; die Quelle ist nur trübe, weil die Quelle trübe ist. Und der

Liberalismus meinte von dieser Publikation, daß sie »in vieler Hinsicht ein ganz neues Licht auf Heines Leben wirft«, und knüpfte an sie die berechtigte Hoffnung, sie werde »eine förmliche Umwertung in der Beurteilung Heinrich Heines bewirken«. Welcher Wahnsinn diese Verehrer peitscht, mit Reliquien, die sie vor den Feinden sorgfältiger vergraben müßten als einen Schmuck vor den Kosaken, auf die Straße zu gehen, ist unerforschlich. Die Neue Freie Presse punktierte damals das Wort Memme, denn sie wollte offenbar lieber den Heine preisgeben, als dessen Geschäftsfreund. Sie gab noch das Bruchstück als Zuwage: »... was ich doch bestimmt wissen muß, um darnach zu handeln und den guten Moment (nicht) vorbeizulassen, wo jener Mensch noch unter dem Einfluß der Beängstigung ist...« Es wird für alle Zeit das Geheimnis der Literaturforschung bleiben, warum die menschlichen Fragwürdigkeiten, die sie zusammenklaubt, ihren Liebling reiner, anziehender und liebenswürdiger erscheinen lassen, ihm neue Verehrer werben, Ungläubige bekehren sollen, und es wird wichtig sein, nachzusehen, ob der Herr Hirth in sein Götterbild selbst diese Züge, ob er in seinen fortzusetzenden Briefwechsel auch diese Korrespondenz und die mit Meyerbeer aufnimmt. Wie weit er darin gehen wird, seinen Dichter für sich selbst sprechen zu lassen, wird schließlich Sache seines Forscherehrgeizes sein. »Möge der zweite Band, der nicht weniger als fünfhundert ungedruckte Briefe enthalten soll, bald dem ersten folgen«, wünschte Herr Wittmann. Jedenfalls hatte er aber schon den besonderen Mut, ein Bekenntnis von anderer Seite, von dem er nicht sagt, wie er zu ihm gekommen ist, in Umlauf zu bringen: »Die Journalisten rechnen es mir sehr hoch an, daß ich eine Verehrerin von Heine bin, sie sind stolz darauf, daß ich ihren Heine liebe....« Solche Verehrung war gewiß noch weltenweit entfernt von dem Anspruch auf solche Zustimmung! Aber man sollte uns endlich auch damit verschonen, die Bedeutung Heines von ihr zu bestreiten, und lieber selbst die Beweise für Heines lyrische Bedeutung herbeizuschaffen trachten. Eine einsame Frau muß vor Versgebilden, deren greifbarer Inhalt Mondschein und Liebe sind, keinen anderen Standpunkt haben, als die Menge. Die Natur wäre noch immer in Ordnung, wenn das literarische Urteil einer Frau in die Irre geht. Viel vorbedeutender für ein Chaos ist, daß es noch immer Maskulina gibt, die einen Feuilletonisten des Witzes und des Gefühls »für den größten Dichter, den Deutschland nach Goethe hervorgebracht hat«, halten und die Frechheit haben, von »zwei großen Weltdichtern« zu sprechen, die nun zusammen in Frankreich unbeliebt geworden seien. Als Goethe den Journalisten, der ihm lächelnd zu sagen wagte, er arbeite jetzt an »einem Faust«, unfreundlich verabschiedete, hatte er den Augenblick lang, den die Zusammenkunft währte, nicht die Empfindung, daß er mit diesem Besucher einmal gemeinsam auf die Nachwelt kommen oder auch nur Schulter an Schulter mit ihm aus Frankreich heimkehren werde. Das hätte ein Goethe wissen müssen! Die gebildete Banalität, ungewarnt vor kleine Lieder, weiß es anders, und wenn sie noch eine Nachwelt hat, so wird diese sich die Seiten vor Lachen halten über die lyrische Eindrucksfähigkeit, die jene vor die Revolverjournalisten bewährt hat.